

小木船

DAS KLEINE HOLZBOOT

Als das siebenjährige Mädchen namens Sonnenblume zum großen Fluss ging, war die Regenzeit bereits vorüber. Das Sonnenlicht, das tagelang nicht zu sehen gewesen war, sah aus wie klares, fließendes Wasser, das sich langsam plätschernd in den Himmel ergoss, in einen tief mit Wolken verhangenen Himmel, der mit einem Mal auf-riss und hoch und klar wurde.

Das Gras, die Blumen, die Windmühlen, die Häuser, die Rinder, die Vögel – einfach alles war nass.

Sonnenblume ging durch die feuchte Luft und war innerhalb kürzester Zeit ebenfalls von Kopf bis Fuß durchnässt. Ihr ohnehin schon dünnes Haar klebte an ihrer Kopfhaut. Sie wirkte noch zerbrechlicher als gewöhnlich, doch die Feuchtigkeit hatte ihrem sonst so bleichen Gesicht etwas Farbe verliehen.

An jedem Grashalm entlang des Weges hingen Wassertropfen. Schon bald waren Sonnenblumes Hosenbeine schwer vor Nässe. Die Straße war schlammig, und nachdem sie mit ihren Schuhen mehrmals steckengeblieben war, zog sie sie aus und ging, in jeder Hand einen Schuh, barfuß durch den kühlen Morast.

Gerade als sie unter einem Ahornbaum durchging, kam ein Windstoß und schüttelte zahllose Wassertropfen von den Blättern. Einige davon fielen ihr in den Kragen und sie erschauerte. Sie zog den Kopf ein und blickte nach oben in den Baumwipfel. Jedes einzelne Blatt glänzte vom tagelangen Regen, Sonnenblume freute sich über den schönen Anblick.

Das Plätschern des Wassers vom nahegelegenen großen Fluss erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie lief ans Ufer. Fast täglich zog es sie hierher, denn auf der anderen Seite befand sich ein Dorf, das den schönen Namen *Gerstenfeld* trug.

Auf dieser Seite des großen Flusses war Sonnenblume das einzige Kind. Sie war einsam. Es war die Einsamkeit eines Vogels, der den riesigen Himmel durchstreift, ohne einen seiner Leidensgenossen finden zu können. Wenn dieser Vogel in der Weite des Himmels seine Kreise zieht, hört er nur das einsame Geräusch des Luftstroms, den sein Flügelschlag erzeugt. Unermesslich, grenzenlos. Um ihn herum ziehen die Wolken in allen erdenklichen Formationen dahin. Manchmal ist der Himmel klar und blank und frei von jeglichen Spuren, er gleicht dann einer gewaltigen blauen Schiefertafel. Wenn er sich richtig einsam fühlt, stößt der Vogel zuweilen einen Schrei aus, doch werden dadurch die Weite des Himmels und die Einsamkeit des Vogels nur noch größer.

Diese Seite des Flusses hatte immer schon aus endlosem Schilf bestanden und sie bestand immer noch aus endlosem Schilf.



In diesem Frühjahr war ein Schwarm Reiher aufgescheucht worden. Mit lauten Flügelschlägen hatten sich die Vögel aus dem Schilf erhoben, aus dem jahrhundertlang kein Laut gedungen war. Dann kreisten sie über dem Sumpfland und schließlich laut schnatternd direkt über Gerstenfeld, als hätten sie den Menschen dort etwas zu sagen. Sie landeten nicht mehr dort, von wo sie aufgefliegen waren, denn da waren nun Menschen – sehr viele Menschen.

Die vielen fremden Menschen standen da und schauten zu ihnen nach oben. Die Fremden unterschieden sich deutlich von den Menschen aus Gerstenfeld. Sie waren Städter. Sie wollten hier Häuser bauen, das Land bestellen und Fischteiche anlegen. Sie sangen Lieder, wie sie die Menschen aus den Städten sangen, und sie sangen sie nach der Art der Städter. Die Lieder erklangen laut und klar, und die Städter sangen, bis jeder einzelne Bewohner Gerstenfelds die Ohren spitzte und zuhörte.

Nach wenigen Monaten standen sieben bis acht Reihen mit glänzend roten Dachziegeln bedeckte Häuser im Sumpfland. Kurz darauf wurde ein hoher Fahnenmast errichtet, und eines Morgens wehte eine rote Fahne hoch oben in der Luft, sie sah aus wie eine Flamme, die leise im Himmel über dem Schilf brannte. Die Neankömmlinge schienen sich den Menschen aus Gerstenfeld anschließen zu wollen, und auch wieder nicht. Sie wirkten wie ein Schwarm fremder Vögel, die von irgendwoher gekommen waren, um sich hier niederzulassen. Scheu und neugierig bäugten sie die Dorfbewohner, und ebenso scheu und neugierig bäugten die Menschen aus Gerstenfeld die Städter. Sie hatten ihren eigenen Bereich, ihre eigene Sprache, ihr eigenes Leben, und alle Aufgaben und Abläufe waren eigens festgelegt. Tagsüber gingen sie zur

Arbeit, abends hielten sie Versammlungen ab. Bis tief in die Nacht hinein konnten die Menschen aus Gerstenfeld in der Ferne die Lichter brennen sehen, diese kleinen Lichtpunkte in der Dunkelheit, die wie die Lichter der Fischerboote auf dem Fluss und auf dem Meer geheimnisvoll flackerten. Es war wie eine eigene, fast unabhängige Parallelwelt. Bald hatten die Dorfbewohner für sie eine Bezeichnung: Kaderschule Siebter Mai. Von da an hieß es nur noch »Kaderschule dies und Kaderschule das«: »Eure Enten sind zur Kaderschule hinübergeschwommen«, »Dein Büffel hat einem aus der Kaderschule das Getreide weggefressen und ist dafür bestraft worden«, »Die Fische aus dem Teich der Kaderschule wiegen schon mindestens ein Jin« oder »Die Kaderschule veranstaltet heute einen Kinoabend« ...

Damals gab es innerhalb des 300 Li weiten Schilfgebiets viele Kaderschulen. Die Menschen, die dort lebten, kamen alle aus großen Städten, die zum Teil sehr weit entfernt lagen. Auch waren nicht alle von ihnen Kader, einige waren Schriftsteller oder Künstler. Vor allem aber waren sie Arbeiter. Für die Menschen aus Gerstenfeld waren sie alle Kader, doch wozu man Kader brauchte, war ihnen nicht ganz klar. Und es interessierte sie auch nicht allzu sehr.

Die Ankunft dieser Menschen schien für das Sumpfland keinerlei Unannehmlichkeiten mit sich zu bringen. Im Gegenteil, das Leben der Menschen aus Gerstenfeld wurde dadurch nur interessanter. Manchmal gingen die Leute aus den Kaderschulen auf den Feldern spazieren. Dann kamen die Kinder Gerstenfelds angelaufen, eines nach dem anderen, oder sie standen in den Gassen und starrten die Fremden unverwandt an oder sie folgten ihnen einfach. Die Fremden drehten sich dann um und lächelten den Kindern zu – und versteckten sich manchmal plötzlich hinter einem Heuhaufen oder einem Baum. Die Leute aus den Kaderschulen fanden die Kinder aus Gerstenfeld lustig und liebenswert und winkten sie gerne herbei. Wer mutig war, ging zu ihnen hin. Einer der Fremden streckte dann seine Hand aus und strich dem Kind sanft über den Kopf. Manchmal holten die Leute aus der Kaderschule auch Süßigkeiten aus ihren Taschen. Das waren Süßigkeiten aus der Stadt, in schönes Papier eingewickelt. Wenn die Kinder die Süßigkeiten aufgeessen hatten, warfen sie das Papier nicht weg, sondern strichen es glatt und bewahrten es wie einen Schatz in ihren Schulbüchern auf.

Manchmal kauften die Leute aus den Kaderschulen von den Menschen aus Gerstenfeld Melonen und Früchte, Gemüse oder Tausendjährige Eier und ähnliche Dinge. Und die Menschen aus Gerstenfeld gingen manchmal ein wenig zum Fluss hinunter, um die Leute dabei zu beobachten, wie sie dort Fische züchteten. Rund um die Fel-

der war überall Wasser. Und wo Wasser ist, sind auch Fische. Die Menschen aus Gerstenfeld hatten Fisch zur Genüge. Natürlich wären sie nie auf die Idee gekommen, Fische zu züchten. Sie konnten gar nicht züchten. Aber diese sanften und ruhigen Stadtmenschen, die konnten Fische züchten. Sie impften die Fische. Die geimpften Fische waren sehr aufgeregt, sie flitzten durch den Teich und sorgten für Aufruhr. Die männlichen und weiblichen Fische vereinten sich, dass das Wasser im Teich Wellen schlug und spritzte. Dann warteten die Stadtmenschen, bis sich die Tiere wieder beruhigt hatten, und fischten die Weibchen mit Netzen aus dem Wasser heraus. Die prallen, runden Bäuche der Fischweibchen waren schon voller Eier. Mit der Hand strichen ihnen die Männer leicht über den Bauch. Es schien, als sei die Schwellung der Bäuche für diese Fischweibchen schon unerträglich geworden und als empfänden sie das Streicheln als angenehm. Widerstandslos ließen sie alles geschehen. Die herausgestrichenen Fischeier kamen in ein großes Becken, das man mit Wasser füllte. Zuerst schwammen darin unzählige glitzernde weiße Pünktchen, aus denen nach und nach unzählige glitzernde schwarze Pünktchen wurden. Nach wenigen Tagen wurden diese glitzernden schwarzen Pünktchen zu winzigen Fischchen mit winzigen Fischschwänzchen. Das alles rief bei den Menschen Gerstenfelds, die dabei zuschauten, ob Groß oder Klein, großes Erstaunen hervor.

In den Augen der Menschen aus Gerstenfeld waren die Leute aus der Kaderschule so etwas wie Zauberer. Die Kaderschule machte die Kinder der Bauern neugierig – vor allem auch deshalb, weil es in der Kaderschule ein kleines Mädchen gab. Alle konnten sie ausnahmslos seinen Namen: Sonnenblume.

Das war der Name eines Mädchens vom Lande. Die Bauernkinder konnten das nicht verstehen: Wie konnte ein Mädchen aus der Stadt nur den Namen eines Landmädchens tragen? Es war ein ordentliches und adrettes Mädchen. Es war ein ruhiges und zartes Mädchen. Das Mädchen hatte keine Mutter. Die war vor zwei Jahren an einer Krankheit gestorben. Als ihr Vater zur Kaderschule gekommen war, hatte er sie mitnehmen müssen. Gemeinsam waren sie aus der Stadt hierher nach Gerstenfeld gekommen. Außer ihrem Vater hatte Sonnenblume keinerlei Verwandte mehr, da ihre Eltern Waisen waren. Egal wohin ihr Vater nun ging, überallhin musste er sie mitnehmen. Sonnenblume war noch klein, sie ahnte noch nicht, welches Schicksal die Zukunft für sie bereithalten, welche Beziehung sie zu den Bauern am anderen Ufer aufbauen würde.



Am Tag ihrer Ankunft war alles in dieser Gegend völlig neu für sie. Wie groß das Sumpfland war! Die ganze Welt schien ein einziges Sumpfland zu sein. Weil sie klein war und nicht über das Schilf hinwegsehen konnte, öffnete sie die Arme und wollte von ihrem Vater hochgehoben werden. Der Vater bückte sich, nahm sie auf und hob sie hoch über seinen Kopf: »Kannst du sehen, wo das Schilf endet?« Doch es war nirgends ein Ende in Sicht.

Es war Sommeranfang. Das Schilf streckte seine Blätter, lang wie Schwerter und von einem satten Grün, in den Himmel. Der Vater hatte sie einmal ans Meer mitgenommen. Jetzt erblickte sie eine andere Art von Meer, ein durch und durch grünes, wogendes Meer. Dieses Meer sandte einen betörend frischen Duft aus. In der Stadt hatte sie einmal in Schilfblatt eingewickelte Zongzi gegessen, sie erinnerte sich an diesen Duft. Doch war der Duft damals nur schwach gewesen und mit dem, den sie hier roch, nicht zu vergleichen. Dieser Duft hier umschloss die Feuchtigkeit des Wassers, er umhüllte sie komplett und sie sog den Geruch mit aller Kraft ein.

»Siehst du das Ende des Schilfs?« Sie schüttelte den Kopf.

Wind kam auf und das Schilf schien sich mit einem Mal in ein Schlachtfeld zu verwandeln. Tausende von Soldaten schwangen grüne Langschwerter, mit denen sie rhythmisch durch die Luft schnitten. Überall raschelte es.

Ein Schwarm Wasservogel flog erschrocken auf. Sonnenblume zuckte zusammen und umklammerte mit beiden Armen den Hals ihres Vaters.



So sehr das große Sumpfland Sonnenblume faszinierte, so sehr jagte es ihr auch eine unerklärliche Angst ein. Sie wich ihrem Vater keinen Schritt von der Seite, als habe sie Angst, vom großen Schilf gefressen zu werden. Besonders an windigen Tagen, wenn das Schilf rundherum in wildem Aufruhr von der Kaderschule bis zum Horizont hin- und herwogte, fasste sie ihren Vater fest an der Hand oder hielt sich an seiner Kleidung fest, und ihre tiefschwarzen Augen waren voller Sorge.

Aber ihr Vater konnte nicht immer bei ihr sein. Ihr Vater war zum Arbeiten hier, er hatte schwere körperliche Arbeit zu verrichten. Er musste Schilf schneiden, mit vielen anderen gemeinsam den Sumpf in Ackerland und in kleine Fischteiche verwandeln.

Sobald es hell wurde, erwachten die Schilfbewohner. Zu diesem Zeitpunkt schlief Sonnenblume noch tief und fest. Der Vater wusste, dass sich Sonnenblume ängstigen und dass sie bestimmt weinen würde, wenn sie aufwachte und er nicht da war. Doch er brachte es auch nie über sich, sie aus ihren Träumen zu reißen. Mit seiner von der

Arbeit rauen Hand streichelte er ihr dann sanft über ihre zarte, warme Wange, seufzte, nahm sein Werkzeug, schloss leise die Tür und ging, in Gedanken bei seiner Tochter, zusammen mit vielen anderen durch die diesige Morgendämmerung zur Baustelle.

Abends nach der Arbeit war das Schilf oft schon in Mondlicht getaucht. Den ganzen Tag über musste sich Sonnenblume alleine beschäftigen. Sie ging zum Fischteich, um die Fische zu beobachten, sie ging in die Kantine, wo sie dem Küchenpersonal beim Kochen zusah, sie ging von einer Häuserreihe zur nächsten. Die meisten Türen waren verschlossen, ab und zu stand ein Türflügel offen, dann war jemand entweder krank oder aber er arbeitete auf dem Campus der Kaderschule. Wenn Sonnenblume zur Türe ging und hineinlugte, dann hörte sie manchmal eine schwache, aber freundliche Stimme, die ihr zurief: »Sonnenblume, komm herein!« Doch Sonnenblume blieb an der Türe stehen und schüttelte den Kopf, und nach einer Weile ging sie weiter.

Immer wieder konnte man Sonnenblume mit einer goldfarbenen Chrysantheme sprechen hören, mit einer Krähe, die sich auf einem Baum niedergelassen hatte, oder mit ein paar hübschen Marienkäfern, die auf einem Blatt herumkrochen.

Abends, im dämmrigen Licht der Lampe, wenn Sonnenblume endlich wieder mit ihrem Vater zusammen war, war der Vater oft traurig.

Auch nach dem gemeinsamen Abendessen musste ihr Vater sie häufig allein im Zimmer lassen, er musste dann zu Versammlungen, immer zu Versammlungen. Das konnte Sonnenblume nicht verstehen. Diese Erwachsenen waren doch alle müde von der Arbeit des Tages, warum mussten sie dann am Abend noch Versammlungen abhalten?

Wenn der Vater nicht zu Versammlungen musste, ging er mit ihr gemeinsam schlafen, ihr Kopf ruhte auf seinem Arm, und er erzählte ihr Geschichten. Draußen herrschte dann entweder absolute Stille oder aber das Schilf pfiiff und raschelte, vom Wind bewegt, vor sich hin.

War sie auch nur einen Tag von ihrem Vater getrennt, war sie besonders anhänglich und klammerte sich in einem fort an ihn. Der Vater umarmte sie dann immer ganz fest, das gefiel ihr.

Wenn das Licht gelöscht war, unterhielten sich Vater und Tochter, das waren die schönsten und glücklichsten Momente des Tages. Aber nach einer Weile wurde der Vater immer von seiner Müdigkeit übermannt, stammelte noch ein paar Sätze, gab dann seiner Erschöpfung nach und schlief schnarchend ein. Und Sonnenblume wartete vergeblich darauf, dass der Vater die Geschichte weitererzählte. Doch sie war ein braves Mädchen. Sie wollte ihren Vater nicht stören, verdrehte dann nur die Augen

und bettete ihren Kopf leise auf seinen Arm. Sie roch den Schweiß auf seinem Körper und wartete auf das Schlafwürmchen.

Während sie wartete, streckte sie manchmal ihre kleine Hand aus und strich sanft über das stoppelbärtige Gesicht des Vaters. In der Ferne hörte man schwach das Bel-len eines Hundes, es schien von den Feldern auf der anderen Seite des großen Flusses zu ihnen herüberzudringen, dann wiederum schien es aus der Stadt Ölhanffeld oder dem noch weiter entfernt gelegenen Reisduffurt zu kommen.

So vergingen die Tage, einer nach dem anderen. Der Ort, an dem sich Sonnenblume am liebsten aufhielt, war das Ufer des großen Flusses. Die meiste Zeit des Tages verbrachte sie damit, Gerstenfeld zu beobachten. Gerstenfeld war ein großes Dorf und rundherum von Schilf umgeben. Der Rauch, der aus den Häusern emporstieg, das Gebrüll der Rinder, das Hundegebell, die fröhlichen Rufe, all das faszinierte das Mädchen Sonnenblume, vor allem die Silhouetten der Kinder und ihr vergnügtes Gelächter. Das war eine fröhliche Welt, ohne Stille und Einsamkeit. Und dann war da noch der große Fluss, ein Fluss, dessen Anfang und Ende nicht zu sehen waren. Man wusste nicht, woher das Wasser kam und wohin es floss. Es floss Tag und Nacht, dunkles, blaues Wasser. An beiden Ufern wuchs Schilf, es begleitete das Wasser, von Ost nach West, den ganzen Weg entlang. Das Gurgeln des Wassers und das Rascheln des Schilfs klangen wie unaufhörliches Liebesgeflüster. Es schien, als seien beide, Schilf und Wasser, seit alten Zeiten enge Vertraute. Letztendlich aber floss das Wasser doch fort – vorne floss es fort, hinten floss es nach, so ging das endlos. Das Wasser schien das zitternde Schilf mit schelmischen Fingern zu kitzeln.

Unermüdlich, Tag für Tag, Monat für Monat und Jahr für Jahr neckten sich Schilf und Wasser.

Auch Sonnenblume mochte diesen großen Fluss. Sie beobachtete ihn, sah seinen Bewegungen zu, sah, wie er sich kräuselte und sprühte, sah, wie er Wildenten oder Blätter mit sich trug. Sie sah, wie die verschiedensten Schiffe auf seinem Rücken dahinfuhren, sie sah, wie ihn die Strahlen der Mittagssonne golden färbten, und sie sah, wie ihn die untergehende Abendsonne in rotes Licht tauchte. Sie sah, wie unendlich viele Regentropfen auf seine Oberfläche prasselten und wie jeder einzelne beim Aufprall eine kleine, silberne Wasserblume erzeugte. Sie sah, wie Fische aus seinen grünen Wellen sprangen, wunderschöne Bögen in die blaue Luft zeichneten und sich dann wieder hineinfallen ließen.

